

Anlässlich der Emeritierung von Herrn Prof. Dr. Albrecht Lehmann wurde vom Institut für Volkskunde der Universität Hamburg am 9. Februar 2005 eine akademische Feier im Warburg-Haus in Hamburg veranstaltet. Im Rahmen dieser Feier, die unter dem Thema „Lebensstichworte“ stattfand, wurden nachstehende launig-seriösen Grußworte und der Festvortrag gehalten. Die VOKUS-Redaktion freut sich, diese Ansprachen von langjährigen Lebensweggefährten Albrecht Lehmanns nun auch in Schriftform präsentieren zu können.

**Thomas Hengartner**

Geschäftsführender Direktor des Instituts für Volkskunde der Universität Hamburg

Sehr geehrter Herr Vize-Präsident,  
sehr geehrter Herr Dekan,  
liebe Kolleginnen und Kollegen aus der Universität, von anderen Instituten, des Faches, von Nachbardisziplinen, Nachbaruniversitäten et cetera,  
liebe Ehemalige und Gegenwärtige des Instituts für Volkskunde, vor allem aber Liebe Karin, lieber Albrecht!

Ich begrüße Sie beziehungsweise Euch ganz herzlich zu dieser Feier und freue mich, dass so viele den Weg hierher ins Warburg-Haus gefunden haben. Insbesondere bin ich froh, dass Du, lieber Albrecht, auch tatsächlich hier zugegen bist. Denn wer Albrecht Lehmann kennt, der weiß, dass er akademischen Ritualen äußerst kritisch gegenübersteht. Noch zu seinem 60. Geburtstag hat er sich einschlägige Aktivitäten nachdrücklich verboten, und ich fürchte, dass selbst für den heutigen Tag noch nicht jede Skepsis aus dem Weg geräumt sein dürfte. Zwar gehört für einen volkskundlichen Kulturwissenschaftler das Verstehen und die Deutung von Situationen wie der, in welcher wir gerade als Akteure tätig sind, zum Routinegeschäft. Es ist aber mehr als nur verständlich, dass für einen ausgewiesenen Erzähl- und Biographieforscher wie Albrecht Lehmann die Gewissheit über die zu erwartenden Textsorten möglicherweise leises Unbehagen hervorrufen könnte. Lassen Sie mich deshalb versuchen, das nicht zu Vermeidende, das heißt den Rückblick,

entlang schnöder Zahlen zu fassen: und mit der Zahl 10.591 beginnen. 10.591 Tage dauert, genau bis heute, die Liaison zwischen der Universität Hamburg und Albrecht Lehmann. Eine Zeit, in der er – ich habe sie einzeln nachgezählt! – exakt 170 Lehrveranstaltungen abgehalten hat. Was im Sommersemester 1976 mit Seminaren über »Formen des Folklorismus« und über »Lebensverhältnisse unterer Sozialschichten in ländlichen Gebieten der Bundesrepublik« begann, endete vor wenigen Tagen mit Seminaren unter anderen über »Räumliche Orientierung« oder »Nostalgien – mentales und politisches Heimweh«. Lassen Sie mich kurz aus zwei Vorlesungskommentaren zitieren. 1976 heißt es: »Neben der betrieblichen Arbeit in ihren Abhängigkeiten und kooperativen Beziehungen spielt auch die außerbetriebliche Existenz in Familie, Verkehrskreis und Gemeinde im Bewusstsein der arbeitenden Bevölkerung eine wichtige Rolle. Geht man davon aus, dass ungefähr ein Drittel der gesamten Arbeiterschaft heute die berufsfreie Zeit unter ländlichen Bedingungen erlebt, so wird die Bedeutung dieses Lebensraumes für gesamtgesellschaftliche Bewußtseinsprozesse deutlich.«

Im Kommentar zur Veranstaltung über »Nostalgien – mentales und politisches Heimweh« im eben abgelaufenen Wintersemester wiederum ist zu lesen: »Die Dynamik der sozialen und technischen Entwicklungen der modernen Zivilisation bewirkt, dass Erfahrungsraum und Zukunftshorizont im subjektiven Bewusstsein inkongruent werden. Für den Philosophen Hermann Lübbe führt dieser Prozess einer Beschleunigung von Entwicklungen in der Lebenswelt zu einer Gegenwartsschrumpfung. Und der Soziologe Richard Sennett beklagt einen Zerfall persönlicher Erfahrungen in der Arbeits- und Lebenswelt, einen Prozess, der die Sehnsucht der Menschen nach der Verwurzelung in einer überschaubaren Gemeinde steigere. Diese Vorgänge bewirken also offenbar eine überall in unserer Kultur beobachtbare mentale Flucht aus der unsicheren Moderne in eine vermeintlich sicherere Vergangenheit.«

Ich würde Dir, lieber Albrecht, zwar ohne Weiteres unterstellen, dass Du mit Bedacht diese doch ganz offensichtlichen Bezüge hergestellt hast. Ich weiß aber aus Deinen Beiträgen zur Methodologie, dass Du Gestaltschließungszwängen mit berechtigter Skepsis gegenüberstehst. Umgekehrt ist es aber keineswegs Zufall, dass der Schlüsselbegriff »Bewusstsein« Deine Veranstaltungskommentare rahmt. Wer sich in Deine Publikationen vertieft, zum Beispiel in die – womit wir bei der nächsten Zahl wären – 69 Aufsätze, die von Dir vorliegen, der weiß, dass Du in dieser Zeit konsequent die Bausteine zu einer Bewusstseinsanalyse zusammengetragen und zu einem Konzept gefügt hast, welches – die Formulierung dürfte Dir bekannt vorkommen, sie ist nämlich von Dir – »handelnde und erlebende Menschen, die Frage nach ihrer

Gegenwart und danach, wie sie die eigene Geschichte, die Geschichte ihrer Milieus und die große Geschichte persönlich erfahren und begreifen« in den Mittelpunkt stellt.

Das empirische Rückgrat für dieses Konzept »Bewusstseinsanalyse« steckt, um es erst mal wieder mit der Zahl auszudrücken, hinter der 16, genauer, den 16 Jahren, während denen von Albrecht Lehmann eingeworbene Drittmittelprojekte am Institut angesiedelt waren, und womit er die schöne Tradition begründet hat, dass seit nunmehr 27 Jahren, von wenigen kurzen Lücken abgesehen, Projekte zum Bild, zum Selbstverständnis und zum Profil des Instituts gehören. Allerdings lenkt die Rede vom Einwerben, die uns heute so leicht von den Lippen geht, vom Essentiellen ab. Jedes der Projekte trägt die Handschrift von Albrecht Lehmann nicht nur im Antrag, sondern auch in seiner Durchführung.

»Autobiographische Untersuchungen zur Genese der Identität großstädtisch lebender Personen« – was unter diesem Titel auf schlanken 14, allerdings engst beschriebenen Seiten als Projektantrag begann, sollte zu einem Vorhaben werden, das nicht weniger als sieben Jahre von der Deutschen Forschungsgemeinschaft gefördert wurde. Das Erstaunliche an diesem Projekt ist allerdings nicht nur seine wohlbegründete lange Laufzeit, sondern ebenso der Umstand, dass es – lange bevor die Hochschulpolitik im Zug der Überlegungen zur Schaffung von Juniorprofessuren ähnliches propagierte – von dem eben erst nach Hamburg gekommenen Assistenten Lehmann beantragt wurde. Es folgten Forschungsvorhaben zu Kriegsgefangenschaft, über Flüchtlingserzählungen und schließlich zum Lebensstichwort Wald, Themen, die nur schon deshalb mit Albrecht Lehmann zusammengebracht werden, weil aus jedem dieser Projekte ein Buch entstanden ist. Bücher – es sind, um die nächste Zahl zu nennen, insgesamt fünf –, in denen sich aber auch die Wege *zur* und die Wege *der* Bewusstseinsanalyse spiegeln. Lassen Sie mich, statt es in eigenen Worten zu sagen, diese Wege *zur* und *der* Bewusstseinsanalyse mit vier Zitaten illustrieren.

Schon im Vorwort zu Albrecht Lehmanns Dissertation über »Das Leben in einem Arbeiterdorf« stellt der Göttinger Soziologe Hans Paul Barth, der im Übrigen Albrecht Lehmann fast von der Volkskunde abgeworben hätte, fest: »Es ist zu wünschen, dass die Soziologen mehr als bisher diese neueren Arbeiten der Volkskunde zur Kenntnis nehmen und methodisch von ihr lernen. Die Kultur des Alltags in ihrer schichtspezifischen und geschichtlichen Dimension ist einer der Schlüssel für die Erkenntnis der großen kollektiven Bewusstseinsprozesse.« Im Vorwort zum Buch »Erzählstruktur und Lebenslauf«, aus dem eben genannten Großstadtprojekt hervorgegangen und gleichzeitig die Habilitationsschrift, heißt es dann: »Die vorliegende Untersuchung ist mit

dem inhaltlichen und methodischen Ziel entstanden, empirische Kultur- und Sozialwissenschaft und volkskundliche Erzählforschung zusammenzufügen, Erzählforschung endlich zur Bewusstseinsforschung werden zu lassen.« Zwei Bücher und acht Jahre später lesen wir auf den ersten Seiten von »Im Fremden ungewollt zuhaus«: »Erzählungen sind stets Ausdruck eines individuellen und kollektiven Bewusstseins. Mein Buch soll ein Beitrag zur volkskundlichen Erzählforschung sein, zu einer modernen Volkskunde, die sich vor allem als empirische Kulturwissenschaft, als historisch fundierte Bewusstseinsanalyse versteht.« Und im vorläufig letzten Buch »Von Menschen und Bäumen«, das übrigens dieser Tage in japanischer Übersetzung erschienen ist, wird einleitend erklärt: »Dieses Buch handelt von der Gegenwart und fragt nach deren historischen Entstehung, nach der Wirkung von Traditionsmustern und Traditionslinien im Bewusstsein unserer Zeitgenossen.«

Dass Albrecht Lehmanns Bücher im Fach, vor allem aber auch im interdisziplinären Kontext auf breite Resonanz gestoßen sind und wichtige Anstöße zur Erneuerung der Erzähl- und Biographieforschung vermittelt haben, beziehungsweise nach wie vor vermitteln, ist für die meisten der hier Anwesenden eigentlich eine Binsenweisheit. Es ist aber auch wohldokumentiert in der Festschrift »Leben – Erzählen«, die wir pünktlich zum 65. Geburtstag Albrecht Lehmann überreichen durften, und wo es mich in diesem Zusammenhang besonders freut, dass verschiedene Autorinnen und Autoren heute hier im Warburg-Haus sind: Wenn ich richtig sehe, Ruth-E. Mohrmann, Jutta Buchner-Fuhs, Helge Gerndt, Christoph Schmitt, dann natürlich die Mitherausgeberin Brigitta Schmidt-Lauber und nicht zu vergessen auch Beate Behrens vom Reimer-Verlag, unserem Hausverlag, der das alles tapfer mitgemacht hat, was wir ihm abverlangt haben.

Um auf Albrecht Lehmanns Bücher zurückzukommen. Weniger bekannt als die wissenschaftliche Resonanz ist vielleicht der Umstand, dass diese auch außerhalb der Wissenschaft auf eine begeisterte Leserschaft stoßen. Damit meine ich nicht nur die Einladungen zu Vorträgen und ausgewählten Vortragsreisen, zu Rundfunk- und Fernsehsendungen oder die Besprechungen in den Printmedien, sondern vor allem auch Äußerungen, die sich zum Beispiel im Jedermanns-Forum Internet befinden. Und sich niederschlagen in außergewöhnlich positiven Bewertungen – wer Amazon kennt: fünf goldene Sterne, drunter geht's nicht – und Kommentaren wie: »trotz seines wissenschaftlichen Hintergrunds ein leicht lesbares Buch«; oder demjenigen einer Leserin aus London, die »Von Menschen und Bäumen« zu ihrem Lieblingsbuch erklärt und festgestellt hat: »Das Buch zeigt auf völlig neue Weise, wie über ein deutsches Kulturthema mit neuen Methoden nachgedacht und geschrieben wer-

den kann. Zwar ist der Wald immer noch eine romantische Seelenlandschaft der Deutschen, doch zeigt sich zugleich, dass er als politisches Symbol seine Bedeutung zunehmend verliert. Allerdings ist dieses Buch nicht ein schulmeisternd-pädagogisches Werk, wie es bei diesem Thema fast zu befürchten ist. Es spricht stattdessen von Einfällen und völlig neuen Aspekten.«

Doch lassen Sie mich allmählich zum Schluss und vorerst noch einmal zu den Zahlen zurückkommen. Zunächst zu denen, die ich nur überschlagen habe. Unzählige Hausarbeiten: Man multipliziere 170 Lehrveranstaltungen mit einem Schnitt von, sagen wir über die Jahre 20 eingereichten Arbeiten, dann macht das 3400. Dutzende Magisterabschlüsse, zahlreiche Promotionen. Dann zu Zahlen, die nur die Spitze des Eisberges benennen, wie etwa 8 Jahre als DFG-Gutachter, die wiederum eine deutlich dreistellige Zahl an Gutachten nach sich zogen. Die Herausgeberschaft von 4 Büchern, 2 Buchreihen oder die Mitherausgeberschaft der Zeitschrift BIOS. Und eine letzte Zahl: 1 Umzug vom Dachgeschoss des Museums für Hamburgische Geschichte in den Hinterhof an der Bogenallee, wo alsbald aus der vormaligen Fertigungsstätte für Elektromotoren von Kühlgeräten eine Brutstätte volkskundlichen Denkens und Arbeitens wurde.

Viele Zahlen, beziehungsweise natürlich die dahinterliegenden Dinge, habe ich, musste ich in meiner kurzen Aufzählung unterschlagen. Vor allem aber, das weiß keiner besser als ein bekennender Bewusstseinsforscher, vor allem aber lässt sich dann doch nicht alles in Zahlen ausdrücken. Die Lust auf Neues etwa, die Dich, Albrecht, bis heute als innovativen Forscher auszeichnet, der weit über das Fach hinaus nicht nur rezipiert wird, sondern immer wieder neue Impulse und Anregungen vermittelt. Die Atmosphäre aber auch, nicht nur als Thema Deines nächsten Buches, sondern vor allem jene am Institut, die ich als geglückte Mischung von Wissenschaftlichkeit und zwischenmenschlicher Verbindlichkeit beschreiben würde, und die Du so maßgeblich mit prägst. Die Begeisterung für das Fach, die Du in all den Jahren nicht nur für Dich erhalten, sondern auch an die Studierenden weitergegeben hast, oder die Kollegialität, die Du nie auf den ursprünglichen Wortsinne der Amtsgenossenschaft reduziert, sondern stets auch im übertragenen Sinn praktiziert hast.

Um es kurz zu machen, ich möchte Dir, lieber Albrecht, ganz herzlich danken: zunächst als Vorsitzender der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde und damit auch im Namen der Kollegenschaft des ganzen Faches für Deinen maßgeblichen Anteil, das Fach als moderne, lebensnahe Kulturwissenschaft zu gestalten, deren Beitrag zur Erkenntnis der »großen kollektiven Bewusstseinsprozesse« – um das Diktum von Barth noch mal aufzunehmen – unverzicht-

barer denn je ist. Dann aber auch als Kollege vor Ort für eine in jeder Hinsicht bereichernde und konstruktive Zusammenarbeit am gemeinsamen Institut. Nicht zuletzt aber auch ganz persönlich für Deine Offenheit, Herzlichkeit, und – auch das sei gesagt – für die Unterstützung und die Aufgeschlossenheit gegenüber neuen Ideen. Ganz herzlichen Dank.

## Bruno Reudenbach

Dekan des Fachbereiches Kulturgeschichte und Kulturkunde der Universität Hamburg

Sehr geehrter Herr Vizepräsident,  
sehr verehrte Frau Hesse-Lehmann,  
lieber Herr Lehmann,  
meine sehr verehrten Damen und Herren,

Ich bin eingeladen worden, hier zur Emeritierung eines verdienten Kollegen ein Grußwort zu sprechen – eine Einladung, der ich ganz selbstverständlich gerne gefolgt bin, die mich aber bei näherer Überlegung auch einigermaßen in Verlegenheit bringt. Ich spreche dabei nicht davon, dass »Grußwort« eine Redeform ist, die in der klassischen Rhetorik unbekannt und nicht näher spezifiziert ist, die damit dem Redner Chancen eröffnet, aber mehr noch in dieser völligen Unbestimmtheit erhebliche Risiken birgt. Ich will auch nicht von dem Risiko sprechen, das die Verantwortlichen eingegangen sind, mich ausgerechnet am Aschermittwoch hierher zu bitten, wo man doch – zumal unter Volkskundlern – wissen muss, dass an diesem Tag ein Rheinländer gemeinhin eigentlich zu überhaupt nichts mehr imstande ist.

So bin ich sehr froh, dass es im heutigen Programm Berufenere gibt als mich, das zu leisten, was ganz selbstverständlich in einer akademischen Feier zur Emeritierung einen herausragenden Platz haben muss: die Würdigung der wissenschaftlichen Leistungen von Albrecht Lehmann, seiner Verdienste im Fach, in der Forschung und in der akademischen Lehre. Dazu muss und will ich gerne den Fachkollegen den Vortritt lassen, obschon ja die klassische Rhetorik die Figur der *amplificatio* kennt, also das Verfahren, einem Gedanken und Argument durch Ausschmückung und nachdrückliche Beteuerung zusätzliches Gewicht und noch größere Glaubwürdigkeit zu verleihen. In einem kurzen Grußwort kann das aber nicht nur aus der Wiederholung von bereits Gesagtem bestehen, führte diese doch beim Publikum zu Langeweile, nicht aber zu der mit der *amplificatio* nach der antiken Rhetorik beabsichtig-

ten Affektsteigerung bis hin zur Erschütterung oder Empörung, die ich Ihnen auch gerne ersparen möchte.

Nicht als Fachkollege, sondern für den Fachbereich »Kulturgeschichte und Kulturkunde« habe ich also hier zu sprechen, in dem das Fach »Volkskunde« einen festen Platz hat – und dies ist auch und nicht zuletzt ein Verdienst von Albrecht Lehmann, der dieses Fach in Hamburg in verschiedenen Positionen getragen und geprägt hat, zunächst als Assistent, dann seit 1984 auf einer Professur für »Deutsche Altertums- und Volkskunde« und dann seit 1992 auf der C4-Professur für Volkskunde. Allerdings mindert dies alles meine Verlegenheit nur unwesentlich – denn nach einiger Überlegung bin ich mir gar nicht so sicher, ob dem hier zu Ehrenden auf seiner Emeritierungsfeier ein Wort aus Fachbereichs-Munde überhaupt willkommen ist, kommt damit doch eine Körperschaft, eine Organisationseinheit zu Wort, der, wenn ich es recht sehe, Albrecht Lehmann eher mit leichten Reserven begegnet ist. Jedenfalls war dies mein Eindruck, als ich neu in diesen Fachbereich kam. Ich nahm einen Kollegen wahr, der – unter Volkskundlern kann man ja Kostümfragen ganz unbefangen ansprechen – schon äußerlich mit seiner stets eleganten Erscheinung einen deutlichen Kontrast bildete zu dem damals in den Geisteswissenschaften noch dominierenden Dresscode.

Den näher zu beschreiben, will ich mir hier versagen, was den Fachbereich selbst aber anbelangt, so muss man wissen, dass der revolutionäre Elan der 68er-Zeit doch eher erschlafft war, er befeuerte aber mit umso größerer Energie eine Gremienmaschinerie mit teilweise skurrilen Abläufen. Selbst Routinesitzungen des Fachbereichs-Rates währten kaum jemals kürzer als fünf Stunden, in nahezu jeder Sitzung wurden mit Verbissenheit und tiefem Ernst lange Jeremiaden angestimmt über die miserable Ausstattung, die Anmaßungen des Präsidiums, die gebrochenen Versprechungen des Präsidenten, die Bevorzugung anderer Fächer und Fachbereiche oder generell über die Widrigkeiten der Zeitumstände.

Notierte der etwas unbefangenere Blick des Neulings dies mit einigem Befremden, so waren zumindest die spitzen und gelegentlich sarkastischen Bemerkungen des Kollegen aus der Volkskunde ein dankbar registriertes Korrektiv. Dessen Haltung blitzt gelegentlich sogar aus einer dünnen Aktenlage hervor; jedenfalls fand ich bei meinen Recherchen in Sachen Lehmann einen Eintrag, dessen Wortlaut, auch ohne gegen den Datenschutz und die gebotene Vertraulichkeit bei Personalien zu verstoßen, hier wiedergegeben werden kann: »Herr Lehmann gibt zu Protokoll, er halte den letzten Absatz des Protokolls der vorangehenden Sitzung für eine oberlehrerhafte Unverschämtheit.«

Welches Bild vom Oberlehrer der ehemalige Lehrer hier unterstellt, will ich nicht fragen; ich möchte diesen Eintrag im oben angesprochenen Sinne als

geradezu sympathischen und unvermittelten Einbruch normaler menschlicher Regungen in eine hermetische Gremienwelt werten, zu der auf Distanz zu gehen nicht so ganz unverständlich war.

Ich kann Ihnen versichern, dass sich seither die Verhältnisse grundlegend geändert haben und nehme für diesen Fachbereich in Anspruch, dass wir längst zu einem sehr pragmatischen und effizienten Handeln gefunden haben und manche Zumutungen der Gremienuniversität, die bei vielen nur noch auf Unverständnis stießen, lange überwunden sind, auch wenn sich das nicht bis zu allen Hochschulpolitikern und Wissenschaftsmanagern herumgesprochen hat. Sie zwingen uns derzeit, diese funktionierenden Strukturen aufzugeben, indem die Beteiligung der Lehrenden und Studierenden an den Angelegenheiten ihrer Universität durch die neue Hochschulgesetzgebung nahezu auf Null reduziert, die Universität damit entmündigt und in mancherlei Hinsicht geradezu stranguliert wird.

Ich weiß nicht, ob es nur mir so geht – aber bei dem, was der Universität in jüngster Zeit zugemutet wird, und auch im Anblick dessen, was aus schierer Unkenntnis zerstört wird, ist »Emeritierung« ein Begriff, der nicht nur für Abschied steht und gar Wehmut auslöst, sondern der geradezu die Qualität einer Sozialutopie gewinnt, die einen wunderbaren Freiraum verspricht, den die Universität neuen Typs kaum noch bieten kann. Insofern, lieber Herr Lehmann, kann man Ihnen zu dem, was hier heute gefeiert wird, nur gratulieren. Und dabei befindet man sich durchaus auch im Einklang mit der historischen Bedeutung dieses Vorgangs.

Die Emeritierung entstammt nämlich der römischen Militärsprache und war ein durch und durch erfreulicher Vorgang. Unter dem Lemma *emeriti* belehrt uns das einschlägige Lexikon darüber, dass dies »ausgediente Soldaten« seien, »die nach Ableistung der gesetzlichen Dienstzeit Anspruch auf eine ehrenvolle Entlassung (s. *missio honesta*) und die damit verbundenen *emerita* hatten. *Emeritus* ist demnach gleichbedeutend mit *veteranus*.« Das Stichwort *veterani* liefert also weitere Angaben: »Der Tag der Verabschiedung wurde feierlich begangen.« Der nächste Satz bringt den Dekan eines chronisch unterfinanzierten Fachbereichs erneut in Verlegenheit und lässt ihn bei der Analogie zwischen der antiken Emeritierung und dem akademischen Akt heute ziemlich blamiert dastehen: »Die *epistula missoria*«, heißt es da, »enthielt u. a. die den *veterani* zugestandenen Vergünstigungen, die *praemia militiae* bestanden entweder in Geld oder in der Zuteilung von Land.«

Ich denke, Sie werden von mir nicht die Zuteilung von Latifundien erwartet haben – zu Recht. Ob Sie sich allerdings im Übrigen die Lebensformen der



römischen *emeriti* und *veterani* wirklich vollständig zu eigen machen wollen, wage ich noch weniger zu entscheiden, denn es heißt weiter:

»Die mit Geld abgefundenen *veterani* konnten ihren Aufenthaltsort frei wählen. In der Regel kehrten sie in ihre Heimat zurück oder blieben in einer Siedlung nahe dem letzten Dienstort. Die *veterani* schlossen sich zu Vereinen zusammen, deren Zweck hauptsächlich in der Sorge für eine ehrenvolle Bestattung und in der Pflege der Geselligkeit bestand.«

Lieber Herr Lehmann, ich glaube nicht, dass Sie die fast dreißig Jahre, die Sie in verschiedenen Dienstgraden an dieser Universität geforscht und gelehrt haben, als einen Frondienst, einem römischen Legionär vergleichbar, empfunden haben, auch wenn diese Jahre sicherlich nicht immer das reine Vergnügen waren. Eine *missio honesta* aber ist nach einer so langen und erfolgreichen Zeit allemal verdient. Für das, was Sie in dieser Zeit geleistet haben, also einen herzlichen Dank, verbunden mit den besten Wünschen für die Zukunft.

## Gerhard Lutz

Professor emeritus des Instituts für Volkskunde der Universität Hamburg

Als mich kürzlich Herr Hengartner fragte, ob ich nicht bei dem heutigen Anlass vielleicht *auch* ein paar Worte sagen wollte, da war er ganz offensichtlich überrascht, dass ich ohne viel Zögern Ja sagte und nicht erst überredet werden musste. Das hat mir hinterher zu denken gegeben. Und ich glaube, dabei auch die Situation verstanden zu haben, in der ich mich selbst hier befinde.

Es ist ja nichts Besonderes, wenn ein Vorgänger bei der *Einführung* seines Nachfolgers dabei ist. Das gebietet schon die Höflichkeit und alle sind freundlich zueinander. Durchaus ungewöhnlich ist es jedoch, dass der Vorgänger bei einer Festveranstaltung zur *Verabschiedung* seines emeritierten Nachfolgers überhaupt *anwesend* ist. Aus zwei möglichen Gründen wird das in der Regel verhindert: Entweder er lebt selber gar nicht mehr (das ist das Normale) oder aber er mag seinen einstigen Nachfolger auch nach Jahrzehnten immer noch nicht leiden. Nur weil das beides in meinem Fall *nicht* zutrifft, sieht es so aus, als sei es etwas Besonderes, wenn ich heute hier stehe, um ein paar Worte zum Thema »Albrecht Lehmann« zu sagen. Es werden nur ein paar Hinweise sein, warum es mir immer eine *Freude* war, *ihn* als Nachfolger gehabt zu haben.

Die Hauptsache ist natürlich auch für mich sein wissenschaftliches Tun gewesen. Er hatte sich schon frühzeitig einen Namen gemacht. Auch die

DFG hat seine Forschungen schon früh und in der Folge immer wieder nachhaltig gefördert, was die Reputation auch der Universität Hamburg nicht unbeträchtlich hat stärken helfen. Für unser Fach sind vor allem seine methodisch neuen Wege und die auf ihnen erzielten Erkenntnisse wichtige Schritte einer wissenschaftlichen Modernisierung gewesen – auch im Hinblick auf ein fruchtbringendes Zusammenwirken mit Anderen außerhalb der traditionell verengten Grenzen der Volkskunde. Mich hat die Nähe, aus der ich diese Vorgänge miterleben durfte, immer sehr erfreut, weil sie mich interessierten, oft auch faszinierten, und ich habe aus den Gesprächen mit ihm und aus seinen Publikationen immer wieder Vieles gelernt, für das ich ihm Dank schulde.

Das andere Thema, in das wir beide – abwechselnd und nacheinander – verstrickt waren, scheint zwar nicht so wichtig. Ich muss es hier aber doch erwähnen. Ich meine die vielen Facetten des Verhaltens, die man als Institutsdirektor zu kennen und zu beachten hat: in Selbstverwaltungsgremien, im Umgang mit der Bürokratie, beim Stellen uferlos vieler Anträge usw. Ich glaube, dass ich das selber einst einigermaßen akzeptabel praktiziert habe, was vor allem in meinen ersten Hamburger Jahren viel Selbstbeherrschung erforderte. Albrecht Lehmann war mir in diesem Feld deutlich überlegen. Er hat wohl einfach eine pragmatische Begabung, durch die vieles »machbar« wurde, das anders vielleicht nicht zuwege zu bringen gewesen wäre. Oft war das nicht einfach; und es hat ihn gewiss auch viel Kraft gekostet. Aber mein jahrelanges Warten darauf, dass er einmal richtig in Wut geraten würde, war trotzdem vergeblich. Ich habe es nicht erlebt. Und ich weiß jetzt hinterher, dass nicht nur sein wissenschaftliches Format, sondern eben auch sein Naturell unserem Fach und unserem Hamburger Institut sehr gut getan haben.

Wie man hört, wird er demnächst in den Harz entweichen. Das ist eine herrliche Landschaft, die ich schon aus meinen Göttinger Jahren gut kenne und sehr liebe. Man kann ihm dazu nur alles Gute wünschen. Und im Übrigen lassen Sie uns getrost abwarten, wie lang er es dort *ohne uns* aushalten wird.

## Alexander von Plato

PD Dr. phil., Gründer und Leiter des Instituts für Geschichte und Biographie an der FernUniversität Hagen

### Zur Verabschiedung von Albrecht Lehmann

Sehr geehrte Damen und Herren,  
lieber Albrecht, liebe Karin,

es gibt viele Gründe, erfreut zu sein, diesen Festvortrag für Albrecht Lehmann halten zu dürfen: Die meisten sind natürlich wissenschaftliche und persönliche, aber ich möchte auch über Menschen und Tiere reden, und zwar über Tiere, die erstaunlich wenig in den Büchern Albrecht Lehmanns zum Thema »Deutscher Wald« vorkommen. Ich beginne mit den wissenschaftlichen, und spreche zunächst über die Nähen zwischen Historikern und Volkskundlern und über die Bedeutung, die ihre Fächer eigentlich füreinander gehabt haben.

#### *Über die Nähen zwischen Volkskundlern und Historikern*

Nach dem Zweiten Weltkrieg machte man sich in den meisten Geisteswissenschaften, auch in der Geschichtswissenschaft, zunächst daran, den Nationalsozialismus als politisches System zu analysieren, dann folgte der »Nationalsozialismus als Ideologie« – damals war Ernst Nolte noch unbescholtener als heute –, schließlich Verfolgung und Widerstand im Nationalsozialismus. In den immer wieder geführten Debatten um Kontinuität und Bruch um und nach 1945 wurden auch Eliten, Parteien und Medien untersucht. Aber es brauchte ungefähr drei Jahrzehnte, bis die »normale« Bevölkerung in ihren verschiedenen Gruppierungen und Schichten in den wissenschaftlichen Blick genommen wurde. Es begann wohl mit dem großen Projekt »Bayern unter dem Nationalsozialismus« unter Martin Broszat Ende der 1970er Jahre z. B., dann folgte – so glaubte ich Anfang der 80er Jahre – das Projekt »Lebensgeschichte und Sozialkultur im Ruhrgebiet« unter Lutz Niethammer, an dem ich mitarbeitete. Dort ging es eben auch um den »Hauptkontinuitätsfaktor«, der bis dato »vergessen« worden war, nämlich – um mit Niethammer zu reden – »um das Volk«. Aber plötzlich tauchte bei den ersten Recherchen und den bibliographischen Untersuchungen ein anderer Name auf, nämlich ein Hamburger Volkskundler, der offensichtlich im historischen Feld wilderte. Der arbeitete ähnlich wie wir: über Alltagskultur, Erzählweisen, Lebensgeschichten, Arbeiterkultur. Und nicht nur dies: Zum Schrecken der Doktoranden in

unserem Projekt hatte dieser Herr Lehmann bereits 1976 eine Monographie veröffentlicht unter dem Titel »Das Leben in einem Arbeiterdorf«<sup>1</sup>, also einige Jahre bevor wir mit unserem Projekt begannen und bevor wir mit Hilfe des Dietz-Verlages und seines heute anwesenden damaligen Lektors Charles Schüddekopf »Lebensgeschichte und Sozialkultur im Ruhrgebiet« veröffentlichten. Wir wollten natürlich diesen Hamburger Volkskundler gern kennen lernen, und das taten wir dann auch.

Seit unserem ersten Treffen kurze Zeit später verband uns über alle politischen und wissenschaftlichen mehr oder minder großen Differenzen hinweg eine freundschaftliche Konkurrenz; denn Albrecht Lehmann und wir in Essen, später Hagen und Lüdenscheid, arbeiteten mit Befragungen *und* mit den »klassischen« Quellen in der Geschichtswissenschaft. Außerdem baute er mit Hans Joachim Schröder ein lebensgeschichtliches Archiv auf – wie wir auch. Darüber hinaus interessierten ihn ähnliche Themen, Themen, die in jenen Jahren als konservativ, wenn nicht reaktionär galten: deutsche Kriegsgefangene etwa oder Flüchtlinge bzw. Vertriebene zum Beispiel. Und bedenken Sie, dass jene Historiker, die alltagskulturelle Fragen oder autobiographisches Erzählen außerhalb der Eliten bearbeiteten oder laut über Probleme des Gedächtnisses und der Erinnerung nachdachten, noch Mitte der 80er Jahre auf einem Historikertag von keinem geringeren als Hans-Ulrich Wehler als »Körnerfresser« tituliert wurden. Warum er ausgerechnet in diesem Felde von Körnerfressern sprach, ist mir bis heute ein Rätsel, ich glaube – um fair zu sein – ihm inzwischen auch.

So geht es Pionieren, und Albrecht Lehmanns Arbeiten hatten Pioniercharakter. Inzwischen sind diese Themen in aller Munde, und ein kürzlich abgehaltener Historikertag hatte Fragen des kulturellen Gedächtnisses zum Hauptthema. Die Arbeiten von Lehmann haben mich jedenfalls – und nicht nur mich – viel gelehrt über die Vorreiterrolle der Volkskunde und der Ethnologie in den Untersuchungen über die Alltagskulturen anderer Völker, in den Feldforschungen mit Befragungen, über die volkskundliche Erzählforschung. Meine Frau vertritt sogar die These, dass die europäischen Geschichtswissenschaften über den »ethnologischen Umweg«, also über die Ethnologie anderer Völker zu einer Alltagsgeschichte des eigenen Volkes und vor allem seiner Unterschichten kamen.<sup>2</sup> Volkskunde, Ethnologie und die frühe Anthropologie, und besonders die Erzählforschung, hatten eine enorme und

1 *Albrecht Lehmann*: Das Leben in einem Arbeiterdorf. Eine empirische Untersuchung über die Lebensverhältnisse von Arbeitern. Stuttgart 1976.

2 *Alice von Plato*: Präsentierte Geschichte. Frankfurt a.M./New York 2002.

zumeist unterschätzte Bedeutung für eine Geschichtswissenschaft, die die Erfahrungen in die Historiographie integrieren möchte. Das wird heute gerade in der Geschichtswissenschaft und in der Soziologie oft vergessen; hier war vermutlich die soziologische Herkunft Lehmanns von Bedeutung.

Erlauben Sie mir an dieser Stelle, mit meinem hier angegebenen Thema »Geschichte und Erfahrungsgeschichte« etwas in die Tiefe zu gehen.

### *Geschichte und Erfahrungsgeschichte*

Nach mindestens zwei Generationen Nachkriegszeit scheint heute die Geschichte in Deutschland wieder an Gewicht zu gewinnen, und zwar im Gegensatz zu den ersten Jahrzehnten der Nachkriegszeit, als man den Subjekten vermutlich wegen ihrer »Verstrickungen in den Nationalsozialismus« misstraute, obwohl gerade die Erfahrung des Nationalsozialismus, der soziale Kitt in seinem System, sogar seine »attraktiven Seiten« neben seinem Terror, zu einem tieferen Verständnis seiner Wirkung hätte führen können. Zur besten Sendezeit gehen heute bei hohen Einschaltquoten Themen des Nationalsozialismus' über den Bildschirm: von Hitlers Helfern bis zu Hitlers Frauen, aber auch Themen des Holocaust oder des Widerstandes, besonders des 20. Juli 1944. Fast immer sitzen auch Historiker bei den anschließenden Debatten – nahezu sinnbildhaft – unter der moderaten Führung bekannter Journalisten, fast immer werden Zeitzeugen herangezogen, manchmal sogar als die Verkünder der historischen Wirklichkeit. Deren sonstige Biographie oder ihre eigene Rolle in den verschiedenen historischen Perioden bleiben dabei zumeist in dem Dunkel, das auch bildhaft den immer gleichen Hintergrund ihrer Auftritte bildet.

Wer seit Jahren eine kritische Geschichtswissenschaft betreibt, die Erfahrung nicht von Geschichte trennt, wer eine Geschichtswissenschaft versucht, die nicht die institutionellen von den Erfahrungs-Traditionen abhebt, und wer dabei Befragungsmethoden auch in der Zeitgeschichte anwendet, aber dennoch nicht die Zeitzeugen zu Kündern historischer Wahrheiten stilisiert, der muss solche Sendungen mit gemischten Gefühlen ansehen. In der Geschichtswissenschaft selbst hat sich die schroffe Ablehnung von Zeitzeugenbefragungen zugunsten einer milden Duldung mutiert, nachdem sich Fragen der Subjektivität und des Bewusstseins erneut als wesentliches Element der Geschichte bewiesen hatten. Vor allem die Nachwirkungen der DDR oder des Kalten Krieges in den Köpfen in Ost und West offenbarten wieder einmal, dass ein Wechsel im politischen System nicht einfach zu einem Wechsel in den Anschauungen großer Bevölkerungsteile führt. Auf der anderen Seite

war es zuvor und gewichtiger der Fernsehjournalismus, der die Subjekte selbst zu Wort kommen ließ, im schlechten Journalismus sogar ohne die Einbettung ihrer Aussagen in die Ergebnisse historischer Forschung, ohne ihre Rolle sonst in der Geschichte zu thematisieren oder ohne Konfrontation der verschiedenen subjektiven und wissenschaftlichen historischen Konstruktionen.

### *Geschichte und »reine« Geschichte*

Damit bin ich bei der zentralen Frage meines Vortrags: Was passiert mit der Erfahrungsdimension im Übergang von Zeitgeschichte zur »reinen« Geschichte?

Zeitgeschichte zeichnet sich unter anderem dadurch aus, dass es noch Lebende gibt, die zu dem Gegenstand der Forschung persönliche Berichte oder allgemeine Aussagen machen und eine Rolle in der kommunikativen Geschichts- und Gedenkkultur spielen können – eben die Zeitzeugen, die den einen die Feinde der Wissenschaft sind, den anderen die Möglichkeit geben, Erfahrungen zu erforschen und als wesentlichen Teil der Historiographie hinüberzuretten in eine Zeit ohne deren Zeugen. Nun leben wir an der Schwelle von Zeitgeschichte und Geschichte, was den Nationalsozialismus betrifft. Über diesen Übergang schrieb Reinhart Kosellek mit Blick auf die Shoah:

»Mit dem Generationswechsel ändert sich auch der Gegenstand der Betrachtung. Aus der erfahrungsgesättigten, gegenwärtigen Vergangenheit der Überlebenden wird eine reine Vergangenheit, die sich der Erfahrung entzogen hat. (...) Mit der aussterbenden Erinnerung wird die Distanz nicht nur größer, sondern verändert sie auch ihre Qualität. Bald sprechen nur noch die Akten, angereichert durch Bilder, Filme, Memoiren.«

Man weiß nicht, ob Kosellek diesen »Qualitätswechsel« nur nüchtern als einen Übergang von der »gegenwärtigen Vergangenheit« zur »reinen Vergangenheit« beschreibt, wobei jeder Qualität ihr eigenes Recht bleibt, oder ob er nur die neue Qualität ohne Zeitzeugen als den eigentlichen Fortschritt hin zur Wissenschaft meint, was Zeitgeschichte insgesamt in Frage stellen würde. Auf Letzteres scheint er im folgenden Zitat abzielen:

»Die moralische Betroffenheit, die verkappten Schutzfunktionen, die Anklagen und die Schuldverteilungen der Geschichtsschreibung – all diese Vergangenheitsbewältigungsstrategien verlieren ihren politisch-existentialen Bezug, sie verblassen zugunsten von wissenschaftlicher Einzelforschung und hypothesengesteuerten Analysen.«

Aleida und Jan Assmann haben diese Übergänge allgemeiner als die Übergänge von einem »kommunikativen« zu einem »kulturellen Gedächtnis« gefasst.

Seit 1999 hat Aleida Assmann auch die Dauer solcher Übergänge und »Gedächtnisse« präzisiert und das kulturelle Gedächtnis als »*epochenübergreifendes Gedächtnis*, das durch normative Texte gestützt ist«, sowie das kommunikative Gedächtnis als »in der Regel *drei Generationen* verbindende(s) Gedächtnis der mündlich weitergegebenen Erinnerungen« beschrieben.<sup>3</sup>

Aber – und mit diesem »Aber« spreche ich sicher auch Albrecht Lehmann aus der Seele: Kann man überhaupt in Deutschland von *einem* kommunikativem Gedächtnis sprechen? In unseren und vielen anderen Arbeiten sprang eher die *Zerstrittenheit*, das *Disparate* oder gar die *Zerrissenheit* verschiedener Kollektive mit jeweils eigenen Traditionen und verselbständigten Mythen ins Auge, und es ist die *Kurzfristigkeit* und die *Kurzlebigkeit* einer Einigung auf Erinnerungsstrategien, die das Deutschland des 20. Jahrhunderts auszeichneten mit den verschiedenen Bildern über den Ersten Weltkrieg, den Nationalsozialismus, die Teilung Deutschlands, die beiden Diktaturen oder den Kalten Krieg.

Nicht einmal auf die Darstellung der Disparatheit oder der Unversöhnlichkeit von Erinnerungen konnten sich die großen Ausstellungen (zum Beispiel die Wehrmachtsausstellung), die Museen und Gedenkstätten (beispielsweise bei den Kämpfen und Konkurrenzen der verschiedenen Opfergruppen – vor allem des Nationalsozialismus und der sowjetischen Besatzungsmacht – um Ausstellungsquadratmeter) einigen.

In dieser knappen Darstellung wird bereits deutlich, wie stark besonders im Mittel- und Osteuropa des 20. Jahrhunderts »Geschichte und Gedächtnis«, »Erfahrung und Zeitgeschichte« verknüpft sind, wie grundsätzlich die Übergänge vom kommunikativen zum kulturellen Gedächtnis besonders die Zeitgeschichte herausfordern, und was man verlieren würde, wenn die »erfahrungsgesättigte Vergangenheit« mit allen ihren »Vergangenheitsbewältigungsstrategien« nicht selbst Gegenstand der Forschung bliebe oder würde. Zu einer solchen Forschung gehört eben die Dokumentation und Analyse der Erinnerungen von noch Lebenden und deren Überlieferung in »die reine Vergangenheit«, die dann nicht mehr ganz so rein wäre: Weniger Zeitzeugen als früher sterben den einfachen Tod, vielmehr haben sie heute ein langes mediales Nachleben, und sie stammen nicht mehr nur aus den Eliten, die ihre Autobiographien hinterließen. Ihre Aussagen werden Teil einer medialen »Erinnerungskultur« und beeinflussen mehr als früher das kollektive Gedächtnis in Deutschland.

---

<sup>3</sup> Alle Zitate nach *Aleida Assmann: Erinnerungsräume. Formen und Wandel des kulturellen Gedächtnisses*. München 1999, S. 13 ff.

Wer also historisch-sozialwissenschaftliche Interviews für Artefakte hält, die etwas über die Gegenwart aber wenig über die Vergangenheit aussagen, könnte damit gewonnen werden, dass wir Quellen schaffen für die Zukunft, damit die Erfahrungsdimension leichter zu erforschen ist als gegenwärtig, oder sogar dann erforscht werden kann, wenn die Zeitzeugen tot sind.

### *Homunkuli und ihr Kontext*

Trotz dieses Credos eines Erfahrungswissenschaftlers – dahinter steckt ein größeres Problem als die Ablehnung von Grobjournalisten oder von naiven »Oral Historians«: Es gibt heute zwar bessere Techniken, um Erfahrungen und Aussagen von Zeitzeugen dokumentieren zu können, so dass Zeitzeugen nicht mehr den einfachen Tod sterben wie früher. Aber was ist mit dem Kontext ihrer Erfahrungen? Welche digitalen Homunkuli schaffen wir in unseren Texten, Tonband- und Video-Mitschnitten, welche Kunstwesen ohne ihren Kontext, ohne ihre Einbettung in Milieu, Sprache, Lebensstil, Aufgehobenheit in der eigenen Generation oder in die Heimat ihrer eigenen Zeit? Ihre Aussagen ohne diesen Kontext würden in die Erfahrungswelt zukünftiger Generationen mit eigenen Kontexten, neuen Milieus, eigener Sprache und eigener Erziehung einbrechen und so fremd und fern erscheinen, als ob sie von einer anderen Milchstraße kämen – oder so vertraut und nah, dass sie nur neu modelliert sein können.

Einen Vorgeschmack von dieser »Neu-Modellierung« bekommen wir schon jetzt zu spüren, wenn grobjournalistische Interviews mit Zeitzeugen des Zweiten Weltkrieges, die längst gestorben sind, für die Bedürfnisse unserer, also späterer Generationen, aufgearbeitet, geschnitten und modelliert wurden, damit sie in der Lage sind, uns besser zu vermitteln, dass sie diejenigen sind, die uns sagen können, wie es wirklich war. Und Grobjournalisten haben dabei per definitionem weniger Skrupel als Wissenschaftler, sie ohne den Kontext ihrer Biographie, ihres Umfeldes und ihrer Rolle während jener vergangenen Zeiten zu präsentieren. Aber sogar bei seriöser Tradierung des Kontextes würden diese Zeitzeugen ihre Besonderheiten verlieren.

Zeitzeugenaussagen ohne wissenschaftliche Interpretation waren und sind nie mehr als *eine* erfahrungsgeschichtliche Quelle: Die Interpretationsmacht von Wissenschaftlern auch gegenüber Zeitzeugen und gegenüber vereinfachenden Journalisten war und ist dringend notwendig. Es bedarf gerade der kenntnisreichen Interpretationsfähigkeiten, um die Rolle von Subjekten, die Bedeutung von Erfahrungen in der Geschichte zu gewichten und in die Geschichtswissenschaft zu integrieren; es bedarf verschiedener methodischer



Zugänge, sowohl für die Interpretation der Berichte der Zeugen der Zeit als auch für die Einordnung von Erfahrungen in die Geschichte.

Umgekehrt: Wenn Erfahrung von institutioneller Tradition oder Geschichte abgekoppelt wird, dann verliert die Historiographie nicht nur ein wesentliches, nämlich das subjektive Erfahrungselement auf dem Wege in die »reine« Vergangenheit, sondern sicher auch jede Führung<sup>4</sup> gegenüber dem (schlechten) Journalismus oder gegenüber all jenen, denen es eher auf Wirkungen in der Gegenwart ankommt als auf eine integrierte Erfahrungswissenschaft. Es wäre töricht, die Geschichte auf reine Politik-, Verbands- und Wirtschaftsgeschichte zu reduzieren, aber ebenso töricht wäre es, die Erfahrungsgeschichte zur eigentlichen Geschichte zu erklären.

Wenn aber in der Historiographie Erfahrung von institutioneller Tradition oder gar von Wissenschaft abgekoppelt wird, wenn Ideologeme über die Empirie siegen, wie dies Schelsky in »Anti-Soziologie« konstatierte, dann verliert die historische Wissenschaft ein wesentliches Element der ihr möglichen »Bewusstseinsführungsmacht« gegenüber dem Grobjournalismus und der instrumentalisierten Gedenkpolitik. Damit dies nicht geschieht, bedarf es einer kritisch-selbstkritischen Erfahrungswissenschaft als Teil der Historiographie. Aber selbst eine Erfahrungswissenschaft, die die Aussagen von Zeitzeugen einbettet in die Kontexte der gesamten Biographie und in die Analyse auch anderer Quellen, wird es zukünftigen Historikerinnen und Historikern nur erleichtern, dichter an Erfahrungen früherer Zeiten zu gelangen, aber die Interpretation wird von diesen kommenden Generationen gemacht.

### *Von Menschen und Tieren*

Wie schaffe ich jetzt den Schritt zu Albrecht und den Tieren? Ganz absurd ist es nicht, von Homunkuli auf Tiere zu kommen. Aber ich will – und bitte Sie um Entschuldigung für diesen Bruch – wenigstens einige persönliche Erlebnisse schildern, die mir Albrecht liebenswert und nicht nur aner kennenswert als Wissenschaftler gemacht haben.

Das erste Mal besuchte er meine spätere Frau und mich mit einem Doktoranden in unserem Haus im Wendland, fast auf der Heide. Sie kamen schon wild diskutierend an, setzten ihre Debatten über die Aussagekraft von Erinnerungsobjekten fort, über das Abendbrot hinaus, über den Weinabend der

---

<sup>4</sup> Helmut Schelsky hatte in seiner Anti-Soziologie aus dem Jahre 1977 noch die vorsichtige Hoffnung, dass die Soziologie zu der »Bewusstseinsführungswissenschaft« (wieder) werden könne, die zuvor die Geschichtswissenschaft gewesen war.

nächsten Stunden ebenfalls. Meine Frau und ich wurden immer müder, aber die Verzahnung war kaum aufzuheben. Und als wir beide, meine Frau und ich, schließlich ins Bett gingen, kam nach einer halben Stunde Albrecht, öffnete die Tür vorsichtig, kam herein und sagte mit heiserer, vom Wein belegter Stimme:

»Wenn Du Doktorvater bist, bist Du auch Vater. Und als Vater kommst du nicht zum Schreiben.« Und noch einmal: »Als Doktorvater bist Du Vater. Ich gebe Dir einen Rat: Werde weder das eine noch das andere.«

Wir hatten damals noch keine Kinder.

Er wiederholte diesen Kernsatz noch ein Mal mit Grabesstimme, wobei er sich auf unseren Betrand setzte und nach einer Pause fortfuhr:

»Ich schreibe jetzt ein Buch wieder ganz für mich allein.«

Ich fragte mit durch die Müdigkeit eingeschränkter Höflichkeit:

»Was willst Du denn schreiben?«

Er: »Über deutsche Kriegsgefangene in der Sowjetunion.«

Er weiß bis heute nicht, welchen Schock er mir damit versetzte, denn ich schaute gerade unsere Interviewbestände für ein mögliches Buch über Kriegsgefangene durch. Diesen Plan ließ ich dann fallen. Aber der nächste Schock kam einige Jahre später, nämlich 1989, als ich nach einem Aufsatz aus dem Jahre 1982 doch noch ein Buch über Flüchtlinge begann. Er teilte mir bei einem Besuch mit seiner Frau Karin mit, dass er an einem Buch über Flüchtlinge und Vertriebene schrieb. Dieses Mal ließ ich meinen Plan nicht ganz fallen, sondern beschränkte mich (zunächst) auf das Thema »Fluchtlinge in der DDR« (zusammen mit Wolfgang Meinicke).

Am Morgen nach diesem denkwürdigen Abend über Doktorväter und andere Erzeuger begegnete mir ein Albrecht Lehmann, der keineswegs vom Wein und der Kürze der Nacht gehandicapt schien. Beim Frühstück wurden Schnecken das Thema: Warum denn die Evolution des Menschen nicht von Zwittern aus gestartet sei? Wieder gab es mächtige Wortgefechte über die treibende Kraft der Geschlechtersuche in der Evolution, die wir auch noch draußen fortsetzten, als er völlig abgelenkt wurde durch einen Vogel:

»Mein Gott, Ihr habt hier Mönchsgrasmücken, das ist ja unglaublich.«

Damit outete er sich zum ersten Mal als semiprofessioneller Ornithologe. Allerdings einer mit beschränkter Berufseignung; denn er schrie plötzlich auf und sprang fast auf meinen Schoß, sich an meinen Schultern festkrallend:

»Der Hund«, schrie er, »der Hund!«, und zeigte auf den schwarzen Labrador meines Bruders in 50 Metern Entfernung. Ich sagte das Falscheste, was man überhaupt in solch einer Situation sagen kann: »Der ist völlig harmlos.«

Seine Antwort ließ mich aussehen wie einen Komiker nach einer missverstandenen Pointe:

»Selbst die harmlosesten Hunde werden bei mir zu wilden Bestien.«

So begann unsere Freundschaft.

Lieber Albrecht, wie komme ich nun wieder von Tieren zur heutigen Verabschiedung? Vermutlich nur durch einen rabiaten Schnitt, indem wir feststellen, dass eine Emeritierung kein wirklicher Abschied ist, dass wir auch danach noch den Neuen auf den Wecker gehen, dass Freundschaften nicht vorbei sind, und dass Du so viel schreiben kannst, wie Du willst, da kein neues Dokortkind Dich mehr um Hilfe bitten wird und keine Bürokratie Dir mehr helfen will.

Dennoch, mit dieser Emeritierung wird unerbittlich klar: Auch Du lebst, wir leben an der Schwelle von – noch nicht von der Zeitgeschichte zur Geschichte, was unsere Zeit betrifft, aber doch an der Schwelle zu der Zeit, in der unsere Deutungsmuster an Macht verlieren. Das wird ein harscher Wechsel sein, den alle zu verdauen haben, die ihr Älterwerden bewusst erleben. Denn mehr und mehr wird uns klar werden, dass eine unsere Lieblingsthesen stimmt: Unsere Zeitzeugen haben ihre Geschichte mindestens zwei Mal erlebt, einmal wie sie sich selbst an sie erinnern, zum anderen wie sie ihnen in Schul- und Lehrbüchern begegnet. Und diese beiden Geschichten sind nicht dieselben. Diese Erfahrung empfanden wir immer als interessante Ausgangsposition unserer Arbeit. Aber ob wir sie noch so interessant finden, wenn wir sie selbst erleben?

Wie alt war Leonardo da Vinci als er den von Dir zitierten Satz schrieb: »Die Wahrheit war immer nur die Tochter der Zeit?« Vermutlich sehr viel jünger als wir ...

Vielen Dank.